

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Macht der Liebe.

Wenn man geliebt sich tief und innig fühlet,
Wird man berührt kaum von der Erde Schmerzen;
Ihr Glüh'n mit hehrer Glut die Liebe fühlet,
Und Unglück wohnt nicht in geliebten Herzen

Ob in den Busen auch sich Kummer stiehlt,
Läßt seinen Himmel sich der Mensch nicht schwärzen,
Wenn einmal er das höchste Los erzielet,
Und tausend süße Freuden ihn umscherzen;

Wenn er in Tageslast sich abgemühet,
Dann in der Liebe Arm vertrauend stiehet
Und reichlich nimmt, was er gewähret, wieder.

Es hebt ihn der Begeiß'rung Schwangestieder,
Wohin der Liebe Stern ihn strahlend ziehet,
Wo er vernimmt der Unschuld Wiegenlieder.

Wilhelm v. Humboldt.

Erene Seelen.

Roman von Maria Theresia Ray, preisgekrönte Verfasserin
von „Unter der Königstanne“ und „Wie es endete“.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit mattem Lächeln stieß Wila an, und da stand schon Freyenegg vor ihr. Nur flüchtig berührte sein Glas das ihrige, aber seine Hand zitterte, und einige Tropfen des Weines flossen über seine Finger.

„Ich kann nicht auf den zukünftigen Herrn anstoßen“, sagte er halblaut, „aber ich wünsche für die Zukunft der „Herrin“ allen Sonnenschein des Glückes; dann fällt auch wohl ein Strahl auf mich.“

Wila war froh, daß Frau Dr. Habel ihr nicht mehr Zeit ließ, mehr als ein rasches „Ich danke“ zu erwidern. Die kleine, lebhafte Frau schob ihren Better ohne Weiteres beiseite, um mit Wila anzustoßen, ehe Jemand auf den Einfall kam, wie sie lachend meinte, noch auf künstliche Fabriksherrn-Generationen einen Toast auszubringen.

Mittlerweile zankte Wally ihren Verlobten sehr leise, aber sehr energisch aus, daß er Wila in solche Verlegenheit gebracht. Es dauerte zwar ein Weilchen, bis er begriff, was er eigentlich angestellt, aber dann tat es ihm schrecklich leid, und er versicherte seiner Braut eifrig, er werde „das“ schon wieder gut machen, was sich Wally aber ganz entschleden verbat, da sie nicht ohne Grund fürchtete, daß Sellner's „Gutmachen“ die Sache nur verschlimmern würde. —

„Was denkst Du, Vene“, fragte Dr. Habel auf dem Heimwege seine kleine Frau, „hat dieser komische Sellner am Ende unseren Better Gustav als „Herr der Herrin“ im Sinne gehabt?“

Frau Dr. Habel warf das Köpfchen zurück.

„Na, für Gustav wär's ein Segen, wenn er eine solche Herrin bekäme, denn ich traue seiner Bravheit noch lange nicht. Er ist auch beinahe zur Bewußtlosigkeit verlehrt, und ich finde das ganz begreiflich. — Gott, war'ste heut' wieder schön! Diese zartrosa La France-Rosen in dem nachtschwarzen Haar, entzückend! Ich habe sie genau beobachtet, wenn sie mit Freyenegg anstoßen mußte. Seine Hand hat jedes Mal gezittert, einmal ist sogar der Wein übergeflossen, und wie er sie angeschaut hat, ich sage Dir — mir ist selbst ganz merkwürdig geworden . . .“

„Du, Du!“ unterbrach drohend der Doktor.

„Ach geh, Du weißt schon, wie's gemeint ist“, wehrte die hübsche Frau ab und fuhr fort: „Sie aber, die Wila nämlich, blieb seelenruhig, lächelte freundlich und nippte gelassen an ihrem Glase. Du, so ruhig schaut eine Frau den Mann, der sie liebt, nur an, wenn sie — einen anderen gern hat.“

„Et, wirklich, denkst Du?“ fragte Dr. Habel überrascht. „Wer könnte das aber sein?“

„Ich weiß nicht“, sagte Frau Helene nachdenklich. „Der Gustav spricht so geflissentlich wenig von dem Doktor Theilemann. Vielleicht ist es der.“

„Was Ihr Frauen klug seid!“ rief der Doktor und fragte dann neckend: „Du, ich finde aber, daß Du mich auch schon sehr lange mit beunruhigender Ruhe anschaust. Nach Deiner Theorie liebst Du also auch einen Anderen?“

Worauf Frau Helene leise ausschachte, die Hand ihres Mannes ergriff und ihm tüchtig in den kleinen Finger biß, eine Antwort, die dem Herrn Doktor Habel zu genügen schien.

15. Kapitel.

Drei volle Jahre waren vergangen, und Dr. Richard Theilemann weilte noch immer in Amerika, und zwar in jener herrlichen Stadt, die von allen großen Städten der Vereinigten Staaten in wissenschaftlicher Hinsicht die bedeutendste ist, in Philadelphia. Dem jungen Manne hatte sich, dank seiner mannigfachen Verbindungen, Gelegenheit geboten, die Veltung eines großen chemischen Laboratoriums zu übernehmen, eine Stellung, die ihm einen bedeutenden Einfluß auf die sachwissenschaftlichen Kreise Philadelphias sicherte und mit einem für europäische Begriffe glänzenden Einkommen verbunden war. Nebenbei entsaltete Richard

eine fieberhafte Thätigkeit, denn er wollte reich werden, Geld besitzen — — so viel als möglich, so schnell als möglich. Darum arbeitete er für wissenschaftliche Zeitschriften, redigirte ein Fachblatt „Chemie und Medizin“ und hielt Vorträge, zu denen sich nicht nur die gelehrte Welt, sondern alles drängte, was sich in Philadelphia zu den ersten Kreisen rechnete, denn der junge deutsche Gelehrte war in kürzester Frist eine stadtbekanntere Persönlichkeit geworden. Die Männer schätzten ihn wegen seiner gründlichen und umfassenden Kenntnisse, und vor allem die praktische Art, wie er diese Kenntnisse zu verwerten wußte. Die Frauen fanden ihn äußerst lebenswürdig und wunderten sich nur, daß er so gar nicht auf ihre Flirtversuche reagierte. Professor Birch von der Universität, und Dr. Cranmore, Vetter des allgemeinen Krankenhauses und einer der gesuchtesten Aerzte der Stadt, führten den jungen Deutschen, der ihnen von befreundeter Seite angelegentlichst empfohlen war, in die Gesellschaft ein, die sich trotz der spitzwörtlichen amerikanischen Zurückhaltung gegen denselben bald sehr freundlich erwies. Somit erhielt Richard so viele Einladungen zu Bällen, Gesellschaften, Picnicks u. s. w., daß er nur dem kleinsten Theil derselben folgen konnte, und auch dies geschah sehr gegen seine Neigung, wenn ihm nicht die Klugheit geboten hätte — — und Dr. Thielemann zwang sich „praktisch“ zu sein — — sich Freunde zu erwerben, die ihm nützen konnten.

„Was tun Sie eigentlich bei uns in Philadelphia?“ fragte ihn eines Abends die Tischnachbarin an der Tafel ihres Oheims Mr. Clumset, eines Kollegen der Astor's und Vanderbilt's, im Besitze der Millionen nämlich.

„Ich veruche Geld zu verdienen, Miß Clumset.“

„Nur um es zu haben?“ fragte die schöne Amerikanerin zurück.

„Das werden Sie mir doch nicht zutrauen, Miß Clumset,“ entgegnete der junge Mann.

„Natürlich, Sie sind ein Deutscher, die sind zu meist unpraktisch,“ meinte die Dame mit lesem Spott und fuhr fort: „Ich bin mehrere Jahre zu meiner Ausbildung in Dresden gewesen und daher kenne ich Ihre Landsleute ziemlich genau. Sagen Sie mir also nun doch einmal ehrlich, wozu Sie das Geld haben wollen! — — Und warum lächeln Sie jetzt?“

„Weil kaum irgend eine deutsche Dame eine derartige Frage an mich gerichtet hätte.“

„Ja, das glaube ich Ihnen. Vor jedem geraden Wort erschrecken die meisten deutschen Frauen und Mädchen. Man hält es in Deutschland für unweiblich, wenn die amerikanische Frau auch in Geschäftsangelegenheiten ihre Meinung offen ausdrückt, wenn man sagt: Die Frau an den Herd, der Mann auf's Pferd! — — aber glauben Sie nur nicht, daß die deutschen Frauen nicht auch Spekulations- und Geschäftssinn haben — — nur das ehrlich ausgesprochene Wort unterdrücken sie!“ — —

Dr. Thielemann verteidigte lebhaft seine Landsmänninnen. Nur ein vielleicht manchmal zu weit getriebenes Takt- und Zartgefühl, die Scheu, den Anderen zu verletzen, lege den Deutschen jene Zurückhaltung auf, welche den Amerikanerinnen eben nicht eigen sei.

Miß Grace Clumset bemerkte aber mit der größten Seelenruhe, daß sie sich wegen ihres Freimutes durchaus nicht für unweiblich und unzart halte. Darum wiederhole sie ihre ihm vielleicht dreist erscheinende Frage, weshalb er viel Geld verdienen wolle.

Richard sah in das geistvolle, junge Gesicht seiner Tischnachbarin und las darin die Teilnahme, hörte aus dem warmen Ton das ehrliche Interesse des intelligenten Mädchens heraus, und deshalb erzählte er der schönen Grace von seinen Zukunftsplänen.

„Und wenn Sie zu Ihrer Krankenheilanstalt bei uns genug Geld verdient haben, dann gehen Sie wieder in ihr langweiliges Europa zurück — — dem stellen Sie dann Ihre Idee, Ihr Können, Ihr Wissen und Ihr Geld zur Verfügung!“ sagte Miß Grace Clumset ungehalten; „das ist nicht schön und gerecht von Ihnen, Herr Doktor!“

Ehe noch Richard sich gegen den Vorwurf verteidigen konnte, beugte sich Dr. Cranmore vor, der Miß Clumset's zweiter Tischnachbar war, und sagte scherzend:

„Da käme es also nur darauf an, meinen jungen deutschen Freund hier in Philadelphia festzuhalten. Ich meine, Miß Clumset, wenn ich die rechte Unterstützung fände, müßte mir das gelingen, da Doktor Thielemann in Europa weder Frau und Kind, noch Eltern zurückgelassen hat.“

„O, Sie haben gar keine Verwandten?“ fragte Miß Clumset Richard, doch ehe er noch weiter sprechen konnte, wurde die Tafel aufgehoben, und die Damen verließen den Speisesaal. Dr. Thielemann war nicht übermäßig überrascht, als ihn Dr. Cranmore wenige Tage später ohne Umschweife aufforderte, um Miß Grace Clumset zu werben, und ihm versicherte, er würde bestimmt nicht nur das Jawort der jungen Dame, sondern auch das ihres Oheims und Vormundes erhalten. Die Wittigst der schönen Dame sei bedeutend genug, daß Doktor Thielemann dann nicht nötig haben würde, zur Ausführung seiner Ideen erst mühsam Dollar für Dollar zu erarbeiten.

Zum höchsten Erstaunen Dr. Cranmore's lehnte Richard ab, ohne ein anderes Motiv anzugeben, als daß er noch nicht heiraten wolle. Gewiß, Doktor Cranmore war selbst Junggeselle und begriff alle Männer, die ihre Freiheit lieben, aber eine Grace Clumset — — das war doch immerhin eine andere Sache; so einen Goldfisch wirft man doch nicht wieder ins Wasser, wenn er einem schon an der Angel zappelt.

Doch der Doktor war nicht der Mann, dem Deutschen den Korb übel zu nehmen, den er indirekt an Grace Clumset sandte, und was noch merkwürdiger war, auch die schöne Amerikanerin zürnte nicht. Dazu war dieses Mädchen, trotzdem sie nach jeder Richtung hin im höchsten Maße verwöhnt war, dennoch innerlich viel zu nüchtern, wenn sie auch wohl fühlte, daß Thielemann ihrem Herzen keineswegs gleichgültig geblieben war.

So sagte sich also Miß Clumset, als sie Thielemann's Ausspruch hörte: Er hat in Europa eine Braut oder ein Mädchen, das er gern hat, denn diese sonderbaren Deutschen sind so schwerfällig, auch

im Fühlen, sonst hätte er meine Hand sicher nicht abgelehnt, damit war die Sache aber auch für sie abgetan.

Dr. Thielemann arbeitete unverdrossen weiter, und eines Tages hatte er in seinem Laboratorium ein neues Medikament entdeckt, jenes Medikament, von dem er schon als Jüngling geträumt hatte; eine Medizin, welche die Wirkung haben mußte, die geschwächten Nerven zu kräftigen, die aufgeregten zu beruhigen — solch ein Mittel glaubte Richard Thielemann gefunden zu haben! —

Nun galt es, dieses Präparat zu erproben. Der junge Deutsche zweifelte nicht daran, daß er der Ehrenhaftigkeit seines amerikanischen Gönners Vertrauen schenken durfte. Gleichwohl teilte er ihm mit einiger Zurückhaltung seine Entdeckung mit und die Hoffnungen, die er daran knüpfte. Mit höchstem Interesse folgten Doktor Cranmore sowohl wie Professor Birch den Ausführungen des jungen Deutschen und seinen Demonstrationen an den Thieren des pathologisch-anatomischen Institutes, das mit dem chemischen Laboratorium verbunden war und gegenwärtig mit diesem unter der Leitung Thielemann's stand; auch ihnen schienen die Erwartungen des Entdeckers durchaus gerechtfertigt.

Durch Vermittelung Dr. Cranmore's wurde das von Thielemann gefundene Mittel in einigen verzweifelten Fällen in dem Krankenhause der Stadtgemeinde angewendet, zur großen Freude Richard's mit günstigem Erfolge, und die Glückwünsche seiner amerikanischen Freunde waren ebenso aufrichtig wie herzlich.

Auf das Drängen des praktischen Dr. Cranmore mußte sich Dr. Thielemann um ein Patent der Vereinigten Staaten für sein Präparat, das er Neurocetin nannte, bewerben, und dann sollten die Mittel beschafft werden, die ziemlich bedeutenden Herstellungskosten durch Produktion in großen Mengen zu verringern.

Professor Birch und Dr. Cranmore waren nach den Erfolgen, die man mit dem Neurocetin bisher erzielt hatte, sofort bereit, sich mit Thielemann zum Zwecke der Ausbeutung der Erfindung finanziell zu verbinden. Doch Richard zauderte; die Proben der Wirksamkeit seines Mittels waren ihm noch nicht zahlreich, nicht überzeugend genug, um daraufhin sich in immerhin gewagte Selbstoperationen einzulassen. Da nahm ihn Doktor Cranmore mit in das Krankenhaus, in dem wenige Stunden vorher ein junges Mädchen, fast ein Kind noch, Aufnahme gefunden hatte, das in Folge eines heftigen Schreckens — das Haus ihrer Eltern war in der Stadt abgebrannt und Vater und Mutter waren bei dem Brande umgekommen — an einem schweren Nervenleiden erkrankt war.

Es war furchtbar, das arme Geschöpf zu sehen, das beständig an Händen und Füßen zitterte, und dessen dunkle Augen mit gequältem Ausdruck von einem bis zum andern flogen, als sehe es um Erbarmen. Ein dunkelrotes Tuch war um das schwarze Haar geknüpft, das in äppiger Fülle den Kopf umfloß.

Wie erinnerte das arme Geschöpf Richard an ein Jugendbild, das er nie vergessen konnte!

„Wir wollen das Mädchen ausschließlich mit Ihrem Neurocetin behandeln, Doktor“, sagte Dr. Cranmore zu dem jungen Manne, „natürlich unter gleichzeitiger Beobachtung aller blätetischen Vorsichtsmaßregeln.“

„Glauben Sie, daß dieser Krankensaal, mit den vielen Patienten, die sich hier befinden, der geeignete Aufenthalt für die Arme sein wird?“ fragte Thielemann, welchen der Anblick des jungen Mädchens seltsam ergriff.

„Gewiß nicht, aber was sollen wir tun? Ein Privatzimmer kann Meggy Peel nicht zahlen, denn sie ist ganz unbemittelt, und die völlige Einsamkeit würde ihr auch nicht gut tun. In eine eigentliche Nervenheilanstalt, deren wir genug haben, kann sie aus demselben Grunde nicht kommen und in eine Irrenanstalt erst recht nicht, denn ihr Verstand hat ja Gott lob nicht gelitten.“

„Erwirken Sie mir bei der Spitalleitung die Erlaubnis, lieber Doktor“, sagte Richard nach kurzem Ueberlegen, „das Kind mit mir nehmen und der Pflege meiner Haushälterin anvertrauen zu dürfen. Ihre ärztliche Behandlung der Kranken erbitte ich mir selbstverständlich. — Ich würde auf diese Weise am genauesten einen solchen Krankheitsfall studieren können“, setzte er erklärend hinzu, als er den verwunderten Blick Doktor Cranmore's auf sich gerichtet fühlte.

Das war freilich ein triftiger Grund, und Dr. Thielemann erhielt ohne Schwierigkeit die erbetene Erlaubnis. Doch auch die Kranke mußte gefragt werden, ebenso wie ihr Vormund. Der Letztere, ein braver, ehrlicher Handwerker, war froh, daß ein Wohltäter sich seines unglücklichen Bündels annahm, und Meggy Peel nickte eifrig mit dem Kopfe und stammelte ein „oh yes, oh yes,“ als man sie fragte, ob sie nicht mit dem Gentleman gehen wolle, und legte ihre zitternde Kinderhand mit einem Ausdruck rührenden Vertrauens in die Hand Thielemann's.

Als Richard das arme, junge Mädchen in dem netten Zimmer neben dem seiner Haushälterin, einer Deutschen, die zum Glück eine verständige und gutmütige Frau war, untergebracht und im Einvernehmen mit Dr. Cranmore alle notwendigen Anordnungen bezüglich der Behandlung der Kranken getroffen hatte, mußte er im Stillen vor sich hin lächeln. Das war der Anfang seines geträumten Sanatoriums und seine erste Patientin war ein Kind, das so sehr dem ungestümen Mädchen glich, das vor Jahren in seinem kleinen, armseligen Stübchen schluchzend vor ihm auf den Knien gelegen hatte!

Das arme Kind wurde mit derselben Sorge gepflegt wie die Tochter irgend eines Millionärs. Mit dem Thermometer in der Hand stand Richard's Haushälterin täglich bei ihr, wenn sie badete, alle Speisen wurden mit der peinlichsten Sorgfalt zubereitet. Mit strengster Regelmäßigkeit wurde mit dem armen Mädchen täglich eine Ausfahrt, später ein Spaziergang unternommen, und mit den Augen des Gelehrten und des Menschenfreundes verfolgte Dr. Thielemann die Krankheitserscheinungen bei Meggy und die Wirkungen seines Mittels auf die Kranke.

Dr. Cranmore, der vielbeschäftigte Arzt, kam fast täglich, nach der Patientin zu sehen, denn sein wissen-

schaffliches Interesse war auf das Neueste gesehelt. Er ließ sich stets auf das Genaueste berichten, in welcher Weise Thielemann vorging, und erklärte sich durchaus einverstanden, sobald er, wie er scherzend meinte, gar keinen Anlaß hatte, seinem deutschen Kollegen ins Handwerk zu pfuschen. Als Richard dem Amerikaner seinen Dank auch dafür aussprach, daß er mit seinen Besuchen ihn vor der Anlage der Kurpfluscheret, schützte, sagte Doktor Cranmore vergnügt:

„Besten Doktor, wir sind ja nicht in Europa, sondern Gott lob in Amerika. Hier gibt noch nicht der Titel das Können, sondern das Können den Titel.“

Von Tag zu Tag wurde der Erfolg der Kur bemerkbarer. Als zum ersten Male Meggy Peel allein durch das Zimmer zu gehen vermochte, nachdem sie viele Wochen lang hatte geführt werden müssen, als sie zum ersten Male im Stande war, ihre Suppe mit dem Löffel zu essen, und die Hand so sehr an Festigkeit gewonnen hatte, daß nicht ein Tropfen verschüttet wurde, da schwellte ein unsagbares Glücksgefühl das Herz Richard's; es war jenes stolze und doch demütige Bewußtsein, daß auch der Wanderer hat, der nach unendlich mühevollen Weg den Gipfel des Berges erstiegen hat. Er möchte jauchzen vor Lust, daß es ihm gelungen, daß er dem Himmel so viel näher, daß die Menschenwohnungen so tief zu seinen Füßen liegen, und doch, ein Blick auf die Höhe, die er erklimmen, ein Blick auf die stille Größe, die ihn umgibt, zeigt ihm, wie klein er trotz des erreichten Zieles geblieben ist.

Der Vormund Meggy Peels, der Korbflechter Tom Drally, machte viel Ruhmens aus der Wunderkur, die der fremde Doktor mit Gottes Hilfe an seinem Wundel ausgeführt hatte, und die ganze Nachbarschaft konnte bald die Voblieder auswendig, die der ehrliche Tom auf die Geschicklichkeit und Güte des fremden Doktors sang.

Und diese Voblieder fanden ein kräftiges Echo. Es dauerte nicht lange, so gesellte sich zu der einen Patientin die zweite, eine dritte, welche Heilung für die seltsamsten Nervenleiden bei Richard suchten. Einige überraschende Heilerfolge verkündeten den Ruhm des jungen Gelehrten in der ganzen Stadt, und mit dem Erfolge kam das Glück. Bald drängten sich die Heilungsuchenden auf seinen Treppen, die Equipagen warteten oft stundenlang vor seinem Hause, und mehr als eine schöne Amerikanerin, die früher kaum gewußt, daß sie Nerven habe, fühlte diese auf einmal in Unordnung geraten, nur um den interessanten jungen Doktor konsultieren zu können.

Die Beschränktheit seiner Wohnräume verbot in Kurzem die Aufnahme neuer, interner Patienten, und Doktor Cranmore besprach mit seinem jungen Freunde die Gründung einer größeren Nerven-Heilanstalt, nach den Prinzipien Thielemann's.

Dr. Cranmore selber besaß ungefähr zwei englische Meilen vor der Stadt ein hübsches Landhaus mit ausgedehnten Parkanlagen, das für die Zwecke des Sanatoriums wie geschaffen schien. Dieses Haus stellte er dem genialen Erfinder des Neuracetins zur Verfügung, natürlich gegen entsprechenden Anteil an dem finanziellen Gewinn und mit amerikantischer

Schnelligkeit erfolgte die nötige Umgestaltung des Landhauses zu einer Heilanstalt.

„Health“ stand in goldenen Lettern über dem hohen, kunstvoll geschmückten Tor der Anstalt, und kein Vierteljahr währte es, da strömten die Patienten voller Vertrauen zu der Verheißung, die sie beim Eingang grüßte, in die Anstalt Dr. Thielemann's. Nun endlich war Richard's Ideal erfüllt. Was er sich von den ersten Studienjahren an erhofft, gewünscht hatte, hier in der neuen Welt hatte er es zur schönsten Wirklichkeit reifen sehen.

Was Wunder also, daß Thielemann sich mit Liebe und Dankbarkeit an das Land, an die Menschen anschloß, die ihm Verständnis entgegengebracht hatten, die sein Unternehmen mit Rat und Tat unterstützten und ihm Anerkennung und Ehre über Ehre zollten. Die Sehnsucht nach der Heimat war durch dies alles mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden, wenn auch wohl kein Tag verging, an dem er nicht zurückdachte. Aber Richard's angestrenzte Tätigkeit erlaubte ihm schon garnicht recht, solchen Gedanken zu viel Macht zu gestatten, denn unermüdet trieb es ihn von einer Pflicht zur anderen.

Mit raschen Schritten stieg er auch jetzt die Marmortreppe hinauf, die in das erste Stockwerk der Villa führte. Es war die Stunde, in welcher er diejenigen Patienten auf ihrem Zimmer besuchte, die nicht an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten teilnehmen und auch nicht im Bes- und Musiksalon erscheinen konnten. Heute hatte Dr. Thielemann überdies einen neuen Ankömmling zu begrüßen, einen jungen Russen, den seine Verwandten freiwillig nach Amerika geschickt hatten, damit er nicht unwillig nach Sibirien transportiert werde. Der junge Graf Boris Beontieff hatte sich nämlich einige Unflughetten zu Schulden kommen lassen, die ihn politisch so stark kompromittierten, daß der Heimatboden für ihn unsicher wurde. Amerika aber brachte dem Russen kein Glück. Der Zug, mit dem er von New-York nach Philadelphia fuhr, wo er sich niederzulassen gedachte, entgleiste, und der arme, junge Mann erlitt dabei eine Erschütterung des Rückgrats, die eigentümliche Sprachstörungen zur Folge hatte. Das war der Grund, der ihn in Doktor Thielemann's Sanatorium geführt hatte.

Der Russe wendete sich lebhaft dem Eintretenden zu und begrüßte ihn mit echt slavischer Höflichkeit, die den Ton der Herzlichkeit so gut nachzuahmen versteht.

„Meine Zimmer sind reizend, lieber Doktor,“ sagte er, mühsam die Worte suchend, während die Gesichtsmuskeln wie von heftigem Krampfe verzerrt wurden. „Ich bin gerade dabei, es mir behaglich zu machen. Sehen Sie, das ist das Bild meines Vaters.“

Der junge Mann reichte dem Doktor die Photographie, die er eben aus einem eleganten, offenstehenden Koffer genommen hatte; Richard betrachtete das Bild und stellte es mit einem freundlichen Wort auf den Kaminsims.

„Nein, Verzeihung, der Vater kommt auf den Schreibtisch,“ rief Boris und stellte das Bild des gutmütig blickenden, alten Herrn dorthin. „Auf den Kamin werden wir die Tante plazieren. Haben Sie schon einmal eine so schöne Tante gesehen?“ und er

helt
von
Ersta
„Ihr
heißt

„Ersta
unm
mein
natür
sie al
Born

„Richa
rasch

„gan
war
liegt
nur
obgle
dazu
Kolet
lassen

„es

„Ran
nicht
Funk
liebe
Ran

dem
Blut
den
breite
sturm
Parte
Regen
sie
zwich
ernste

des
sonder
aber
des
wie
und
alle
heute
dachte
würde
gewe
Wund
wurde
so
kaum
U
seines
erre

hielt dem Doktor die Photographie in eigentümlichem, von grüngoldenen Schlangen gebildeten Rahmen hin. Erstaunt, ja erschrocken blickte Richard auf das Bild. „Ihre Tante?“ fragte Thielemann sehr langsam, „wie heißt Ihre Tante?“

„Ach, Sie kennen Sie am Ende?“ rief Boris, das Erstaunen des Doktors bemerkend, „das wäre garnicht unmöglich. Sie ist eine Landsmännin von Ihnen; mein Onkel hat sie in Wien kennen gelernt, hat sich natürlich in sie verliebt und hat sie geheiratet. Wie sie als Mädchen hieß, weiß ich nicht, aber mit ihrem Vornamen heißt sie Rosa.“

„Dann kenne ich die Dame allerdings“, sagte Richard. „Es ist seltsam, was für eigenartige Ueber-raschungen uns der Zufall zuweilen bereitet.“

„Das muß ich ihr schreiben,“ erklärte der Russe ganz interessiert. „Das wird sie erfreuen. Sagen Sie, war sie als Mädchen auch so wunderschön? Jetzt liegt ihr die ganze Männerwelt zu Füßen, wohin sie nur kommt. Aber Onkel ist entsetzlich eifersüchtig, und obgleich ihm die Tante wohl keinen ernstlichen Grund dazu gibt, so quälte ihn doch schon die kleinen Koketterien der schönen Frau, die sie nun einmal nicht lassen kann.“

„Sprechen Sie nicht so viel,“ mahnte der Doktor, „es schadet Ihnen.“

Die Mitteilungen des vertrauensseligen, jungen Mannes berührten ihn peinlich, er wollte von Rosa nichts mehr hören. Gewiß, sein Herz hatte keinen Funken des einst so starken Feuers für seine Jugend-liebe bewahrt, aber völlig gleichgültig wird keinem Manne die Frau, die er einst geliebt hat.

Am Abend saß Richard in diesem Sinnen vor dem Kamin seines Arbeitszimmers und starrte in die Glut. Weißlich-blaue Flämmchen zuckten unruhig aus den schwarzen Kohlen empor, bald wurden die Flammen breiter, mächtiger bei jedem Windstoß des November-sturmes, der in den Kronen der alten Buchen des Parks wühlte und mit starkem Anprall schwere Regenschauer gegen das Fenster schleuderte, bald drückten sie sich breit an das Kamingitter oder züngelten gierig zwischen den Stäben hervor, als wollten sie den ernstesten, einlamen Mann aus seinen Träumen wecken.

Wüde ließ Richard sein Haupt an die hohe Lehne des Sessels sinken; er war den ganzen Tag über besonders angestrengt gewesen und bedurfte der Ruhe, aber er empfand heute nicht wie sonst das Erquickende des körperlichen Rastens. Seine Gedanken wanderten, wie fast immer in dieser Feterstunde, in die Heimat, und heute mit doppelter Hast. Wie lebendig ihm noch alle Ereignisse der Vergangenheit waren! Wie er heute wieder mit voller Bitterkeit jener Stunde gedachte, die ihm seine vergötterte Braut als eine Un-würdige gezeigt hatte! Wohl war's ein Glück für ihn gewesen, daß die Entdeckung gekommen war, doch die Wunde, welche seinem Selbstbewußtsein geschlagen wurde, dies nagende Unbehagen, daß er sich hatte so schmähtlich täuschen lassen, war von den Jahren kaum gemildert worden.

Und was jetzt? In den ersten beiden Jahren seines Aufenthaltes in Amerika hatte ihm das, was er erreichen wollte, wie ein heller Stern vorgeschwebt.

Niemals hatte er daran gezweifelt, daß er nach Europa, in seine Heimat zurückkehren werde, um dort seinem Wissen und Können zu leben, und jene Frau zu seiner Gattin zu wählen, die — er war sich dessen längst bewußt geworden — seine ganze Seele erfüllte. Dann waren die Nachrichten aus Europa gekommen: der Tod Kunk's, der Verlust seines kleinen Vermögens, der Kauf der Fabrik durch Wila. —

Diese letzte Mitteilung hatte alle seine Pläne, die sich auf die Rückkehr in die Heimat bezogen, ins Wasser gebracht. Richard kannte Wila, ihren Mut, ihre Willenskraft. Jedoch eine so kühne Geschäfts-aktion wie die Erwerbung der Fabrik mit einem Minimum von Kapital traute er dem Mädchen nicht zu. Ein solches Unternehmen konnte, seiner Meinung nach, nicht ihrer eigenen Initiative entspringen, dabei mußte sie von dem Räte, dem Bestand, der Erfahrung eines Mannes unterstützt werden, und dieser Mann konnte Niemand anders gewesen sein als Gustav Freyhegg.

Hatte Wila diesen aber einmal zu ihrem geschäftlichen Beirat gemacht und wohl nicht bloß seine intellektuelle, sondern auch seine materielle Hilfe angenommen, so bestand für Dr. Thielemann kein Zweifel mehr, daß sie sich über kurz oder lang entschließen würde, diesem klugen, ergebenen Geschäftsfreund auch ihre Hand als Gattin zu reichen. Warum sollte Wila nicht gelernt haben, Freyhegg zu schätzen — zu lieben?!

Richard selber hatte ja vor seiner Abreise beobachtet, wie wesentlich die Veränderung war, die in dem Verhalten des Obemannes eingetreten war, und Gellner erwähnte in seinen Briefen recht häufig den Namen Freyhegg's mit irgend welchen Bemerkungen, aus denen sich zweierlei schließen ließ: erstens daß Gellner selbst auf recht gutem Fuße mit ihm stand, und zweitens, daß dieser wie selbstverständlich schon zu dem kleinen Kreise gezählt wurde, auf den sich Tante Betty's und Wila's intimer Verkehr beschränkte.

„Folglich hat nicht nur Wally sondern auch Wila längst ihr Mißtrauen gegen Freyhegg aufgegeben und folglich — — —“ dieses letzte folglich konnte Richard nicht mehr in die Kette seiner Gedanken, die immer schwerer und trüber geworden waren, ergänzen. Zur gewohnten Stunde berührte der Diener den Knopf des elektrischen Beleuchtungs-Apparates. Helles Licht flammte auf und riß den Besitzer von „Health“ aus seinen Träumereien.

Er erhob sich und schritt zu seinem Schreibtisch.

„Was soll ich in Europa?“ sagte er fast laut vor sich hin. „Dort müßte ich von Neuem anfangen, neue Schwierigkeiten und größere als hier zu bestreiten. Hier stehe ich auf sicherem Boden, in Europa erwartet mich Niemand.“

„Ganz leise flüsterte wohl eine Stimme in seinem Innern: „Das ist ja nicht wahr“, aber Doktor Thielemann schlug mit einer energischen Bewegung auf das Manuskript, an dem er arbeitete, und da mußte diese leise Stimme wohl schweigen.

Nicht lange hatte der Gelehrte gearbeitet, als nach hastigem Klopfen sich die Tür weit öffnete und Miss Grace Clumset, gefolgt von Doktor Cranmore, eintrat.

„Da ich ein für alle Mal von der Anmeldezeremonie befreit bin“, sagte der Doktor scherzend, „so habe ich mir erlaubt, sie auch für Miß Clumset zu umgehen.“

„Das bedarf wohl nicht erst der Entschuldigung“, erklärte Miß Clumset und warf ein wenig hochmütig den Kopf zurück. — —

Richard beillte sich zu versichern, daß die Dame vollkommen Recht habe, wenn sie annähme, daß sie zu jeder Zeit willkommen sei, und erwartete mit einiger Neugierde den Grund des Besuches. Was in aller Welt konnte die verwöhnte, junge Dame in so schlechtem Wetter und verhältnismäßig so später Stunde veranlaßt haben, noch zu ihm zu kommen?!

Miß Grace ließ ihn auch nicht lange auf die Erklärung warten.

„Lieber Doktor“, sagte sie unumwunden, „ich muß einen Artikel von Ihnen haben, einen Aufsatz für die Zeitung, die unser Mädchen-Böhlthätigkeitsverein bei dem nächsten Bazar zu Gunsten des Vereins verkaufen wird.“

Richard lachte.

„Ich bin doch kein Dichter, Miß Clumset, kein Romanschriftsteller.“

„Ist auch nicht nötig“, entgegnete sie schnell. „Wir wollen in unserer Zeitung alle Berühmtheiten unserer Stadt vertreten sehen, auch die der Wissenschaft. Und Sie verstehen Ihren Gegenstand immer interessant zu machen, wir wissen das aus Ihren Vorträgen.“

„Da gibt's kein Weigern, Doktor“, warf jetzt Cranmore ein.

„Ich denke auch nicht daran“, sagte Richard, der mit einer Verbeugung für die freundlichen Worte der jungen Dame dankte. „Ich würde garnicht wagen, eine von Miß Clumset an mich gestellte, erfüllbare Bitte abzuschlagen, und übrigens habe ich für die Böhthätigkeit immer Zeit. Die Sache ist wohl sehr dringend, daß Sie sich heute selbst herbemühen?“

„Bewahre, vier Wochen noch, und wieviel Zeitungen kann man in vier Wochen machen! Aber jede unserer Komtee-Damen wollte zu Ihnen gehen. Jede sagte in der heutigen Sitzung eifertig, sie könne Ihnen morgen einen Besuch machen. Ich gönnte aber keiner anderen das Vergnügen, und deshalb erklärte ich, daß ich noch heute mit Doktor Cranmore, der, wie ich wußte, gerade bei Onkel war, zu Ihnen fahren würde. Da mußten sie wohl schweigen und einwilligen.“

„Ein Staatsstreik also, der für Sie sehr schmelzhaft ist“, schmunzelte Doktor Cranmore.

Das junge Mädchen wandte den Kopf.

„Ich hoffe, Dr. Thielemann ist viel zu geschelbt, um an irgend etwas Falsches dabei zu denken. Uebrigens kümmere ich mich nicht darum, was irgend Jemand denkt. Ich habe meinen Willen durchgesetzt, und das ist immer ein Vergnügen. — — Was machen übrigens Ihre Europa-Pläne, Doktor Thielemann? Wie lange werden wir noch das Glück Ihrer Anwesenheit in Amerika genießen?“

„O, Miß Clumset“, entgegnete Richard lebhaft, „für mich war es ein Glück, daß ich in Ihr Band gekommen bin. Sie ahnen garnicht, wieviel ich Ihrer Hetmat verdanke. In der herben und doch so kräftigen

Bust, die in den Staaten des Sternennanners weht, habe ich fühlen gelernt —“

Doktor Thielemann brach ab, als er den Ausdruck leichter Verwunderung in den Mienen seiner Besucher wahrnahm.

„Verzeihen Sie“, sagte er, „ich hätte beinahe die Gedanken vor Ihnen laut werden lassen, die kurz vor Ihrer Ankunft durch den elektrischen Funken unterbrochen worden sind. Ich hatte in meiner Ruhestunde vor dem Kamin genau dasselbe überlegt, was Miß Clumset, mich eben zu fragen die Güte hatte: wie lange ich noch in Amerika bleiben und — ob ich überhaupt nach Europa zurückkehren soll.“

Miß Clumset und Dr. Cranmore tauschten unwillkürlich einen schnellen Blick. Was mochte diese Sinnesänderung veranlaßt haben? — — Jedenfalls ersahen sie Beiden willkommen.

„Sie könnten nichts Klügeres tun, mein lieber Freund“, sagte Dr. Cranmore eifrig. „Ihre Position ist hier sicher, Ihr Renommee im Steigen. In Ihrem schwerfälligen Europa müssen Sie das alles von Neuem schaffen; wer weiß, ob es Ihnen gelingt.“

Grace stimmte bei. Sie haben sich immer gewundert, weshalb Dr. Thielemann in die beschränkten, europäischen Verhältnisse zurückkehren wolle, in ein Land, in dem selbst die Erwachsenen nicht ohne Sängelband gehen. Er möge diese Idee nur zum Entschlusse reifen lassen.

Als sich Grace empfahl — Doktor Cranmore wollte noch ein Wellchen bleiben, die junge Dame sollte ihm den Wagen zurückschicken — drückte sie dem jungen Manne vielsagend die Hand und sah ihm verheißungsvoll in die Augen.

Richard hatte die schöne, elegante Miß bis an den Wagen begleitet. Sie ließ die Fenster des Coupées herab und winkte mit der schmalen Hand nochmals zurück, als die feurigen Pferde schon anzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnenscheinchen.

Erzählung von G. v. Osten.

„Ob etwas daraus würde?“ Die meisten bezweifelten es, aber alle wünschten es. Merkwürdigerweise auch die Damen, denn, wie in dem kleinen Landsstädtchen am Thüringer Walde, so hatte sich auch hier das Wunder begeben, daß Evelyn unter der ganzen Schar ihrer Mitschwester nicht eine einzige Kelderin besaß. Hier, wie überall, war sie das „Sonnenscheinchen“, dem alle Herzen zuslogen, das die Alten verhätzelten und die Jungen anschwärmten. Und als eine ihrer deutschen Freundinnen sich den Spaß machte, ihren Brief an das „Sonnenscheinchen“ im Hotel Bagano zu adressieren, so übergab Nicolo, als er beim Frühstück die Postfächer verteilte, ohne Bestimmen das fragliche Schriftstück der Signorina Evelyn, — eine Forderung, welche ihm ein fürstliches Trinkgeld von Gert Holmstedt eintrug.

Frau Konsul Berandt hatte es längst aufgegeben, bei der Sache irgend etwas tun zu wollen. Was konnte sie denn auch tun? Wäre sie abgereist, so

wäre voll
gütig, w
dem Sala
ihm vermi
wochen in
es war ja
Evelyns

In l
wie Evelyn
mit ihm
„Groß
Diese
sie nachts
es auch h
Kreise der
Carmelita
tanzte.

Die J
gestiegen
hatte man
aus der
lächelte da
ihm den

Evelyn
alldem ni
sich geleh
sah sie m
die Ferne.
der Stimm
durch die
schimmern
kleinen S

Das
mit einem
Gesicht de
auf seinen
Kelschach

„Wisse
recherin a
zu ihm gele
machen mit
Bruder w
mit dem r

Gert h
die Achsel
blitten lass
nehmen.

es ihm S
nachdachte
seinem Her
wirklich so
du nicht

Es w
aus gekrä
Hand reich
hübscher

Ein u
stieg in
diesem Re
gehören is
„Ein u
sagte er

wäre Holmstedt ihnen ja gefolgt; denn genau so gleichgültig, wie es ihm war, ob er den Nachmittag auf dem Salarlo oder in der Punta zubrachte, wäre es ihm vermutlich auch gewesen, ob er diese Frühlingswochen in Capri, oder an der Riviera verlebte. Und es war ja auch zu spät, jetzt wo jeder Schlag von Evelyns Herzen diesem Manne längst gehörte.

In immer steigender Angst sah es Frau Berendt, wie Evelyn mit jedem Gedanken nur noch für ihn und mit ihm lebte.

„Großer Gott wie soll das enden?“

Diese Frage stellte sich die alte Frau oft, wenn sie nachts schlaflos auf ihrem Bette lag. Sie dachte es auch heute, als sie einsilbig und zerstreut in dem Kreise der befreundeten Damen saß, während die schöne Carmelita mit dem schwarzen Beppo die Tarantella tanzte.

Die Jugend war weiter hinauf zum Capo Tiberio gestiegen und wie auf stillschweigendes Uebereinkommen hatte man „das Paar“ allein gelassen, sobald man aus der Schwelge der Alten gelangt war. Holmstedt lächelte darüber, wie eifrig die Damen bemüht waren, ihm den Weg zu seinem Glück zu ebnen.

Evelyn in ihrer Unschuld ahnte natürlich von alledem nichts. Auf eine der Felsenklippen hatte sie sich gesetzt. Die Hände um das Knie verschlungen, sah sie mit ihren strahlenden Augen glückverklärt in die Ferne. Es war ein selten schöner Tag, leuchtend der Himmel und leuchtend das Meer. Man glaubte durch die klare Luft die Felsen des Kap Misenum schimmern zu sehen. Wie weiße Wöden strichen die kleinen Segelboote über die glitzernde Flut.

Das Sonnenlicht spielte auf Evelyns Haar. Wie mit einem Glorionschein umgab es das sanfte, zarte Gesicht des Mädchens. Holmstedt stand hinter ihr, auf seinen Bergstock gestützt. Die Worte der Gräfin Kelschach wollten ihm nicht aus dem Sinn.

„Wissen's Herr Doktor,“ hatte die kleine Desterreicherin an diesem Morgen in ihrer derb jovialen Art zu ihm gesagt, „Bekennen's einmal Farbe. Wollen's Ernst machen mit unserem „Sonnenscheinchen“ oder nit. Mein Bruder will's nämlich wissen, da er sich selbst gern mit dem reizenden Frazerl verloben möchte.“

Gert hatte natürlich in seiner hochmütigsten Manier die Achseln gezuckt und den Herrn Ober-Deutnant bitten lassen, durchaus keine Rücksicht auf ihn zu nehmen. Mochte er sich doch einen Korb holen, wenn es ihm Spaß machte, aber je länger er über die Sache nachdachte, desto lauter regte sich eine Stimme in seinem Herzen, welche ihm zuflüsterte: „Steht es denn wirklich so felsenfest, daß er einen Korb erhält, wenn du nicht sprichst?“

Es wäre das erste Mal nicht, daß ein Mädchen aus getränktem Stolz einem ungeliebten Manne die Hand reichte, und der Ober-Deutnant war ein schneidiger, hübscher Mensch.

Ein unerträgliches, an Haß grenzendes Gefühl stieg in Gerts Seele auf bei der Vorstellung, daß diesem Menschen einst das bezaubernde junge Geschöpf gehören könne.

„Ein unausstehlicher Patron, dieser Ober-Deutnant“, sagte er aus diesen Gedanken heraus plötzlich mit

einer so harten Stimme, daß Evelyn erschrocken aus ihrem Träumen aufsprang. Mit staunendem Besremden wandte sie das Köpfchen zu Gert zurück; eine Falte grub sich zwischen ihre Brauen. Unfreundliche Worte über einen Abwesenden duldete Evelyn nie, und wärmer, wie sie es sonst wohl getan, erklärte sie deshalb: „Er ist ein sehr lieber Mensch, der Ober-Deutnant.“

Das Wort „lieb“ raubte Gert den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung. Mit einer stürmischen Bewegung riß er das Mädchen an seine Brust.

Er hatte noch niemals anderen überlassen, was ihn selbst des Besitzes wert dünkte. Weshalb sollte er diese wunderschöne Blume achtlos am Wege stehen lassen? Es ist ein seltener Genuß, im fin de siècle Lippen zu küssen, die so rein, so unberührt sind, wie der Tau des Himmels.

„Ich dulde es nicht, daß du einem anderen gehörst, wie mir,“ rief er. „Mir soll jeder Schlag deines Herzens gehören, jeder Blick deiner sonnigen Augen, hörst du, mir — mir ganz allein.“

Verwirrt, wie betäubt von dieser plötzlichen, leidenschaftlichen Werbung, ruhte Evelyn an seiner Brust, seiner Antwort, kaum eines klaren Gedankens fähig. Ein Jittern schlich durch ihre Glieder, während seine heißen Küsse auf ihren Lippen brannten, seine ungestümen Liebesworte an ihr Ohr klangen, und dann plötzlich schlossen sich ihre Arme in rührend inniger, scharfer Zärtlichkeit um seinen Hals.

„Ich habe mir bis zu dieser Stunde nie überlegt, daß dieser himmlisch schöne Traum auf Capri einmal enden müsse,“ flüsterte sie; „aber, wenn ich jetzt denke, wie es hätte kommen können.“ Sie schmiegte ihr süßes Gesicht fester an seine Wange. „Ich glaube, ich wäre gestorben, wenn du fortgegangen wärest und mich allein gelassen hättest.“

Gert Holmstedt lächelte. Das hatten ihm schon viele Frauen versichert, und er war nachher, mehr oder minder, vergnüglich doch gegangen. Trotz aller Hochachtung vor seiner eigenen Person zweifelte er deshalb auch keinen Augenblick daran, daß Evelyn seinen Verlust ebenfalls überleben würde.

Evelyn setzte solche Empfindungen natürlich nicht bei ihrem Bräutigam voraus. Mit hingebender Zärtlichkeit sah sie zu ihm auf. „Laß uns in die Kapelle gehen,“ bat sie.

Er bot ihr den Arm an und führte sie hinauf zu dem kleinen Gotteshause, das ein weltflüchtiger Mönch einst auf dieser schroffen Felsenkante aufgebaut. Vor dem Bilde der Jungfrau kniete Evelyn nieder, und die Gottesmutter mit den sieben Schwertern in der Brust sah mitleidig zu der glückverklärten jungen Braut herab, als ob sie wüßte, daß auch heutzutage noch oft das Leid mit siebenfachem Schwert das Frauenherz verwundet.

Benfion Pagano war natürlich außer sich vor Wonne, als Evelyn und Holmstedt Arm in Arm in dem Haus der schönen Carmelita anlangten.

„Das war mein Werk,“ freute sich die kleine Gräfin Kelschach und in Gedanken fügte sie hinzu: „Das Frazerl darf mir nit gram sein, daß ich ihn so als treibendes Rottv benutz, das „Frazerl“ hätt ihn ja doch nit genommen.“

rd weht,
Ausdruck
Besucher
nahe die
kurz vor
unter-
gestunde
s Miß
tte: wie
über-
en un-
te diese
denfalls
Ueber
Position
Ihrem
s von
t.
er ge-
ränkten,
in ein
hängel-
schlusse
anmore
Dame
te dem
n ver-
m den
oupees
hmal

selten
auch
dichen
das
Schar
besaß.
hen“,
gelten
Ihrer
Ihnen
gano
früh-
frag-
eine
von
eben,
Was
, so

„Die Verlobung machte ich,“ flüsterte auf dem Heimwege Frau Volk, die hübsche, kluge Verfechterin der Frauenfrage, Fräulein von Kerbrandt zu, „denn hätte ich nicht unsere kleine Schriftstellerin so energisch in die Debatte über die Frauenfrage verwickelt, so hätte Fräulein Richards jetzt vermutlich eine Liebeserklärung ihres weltlichen Verehrers mehr zu verzeichnen, aber einen Bräutigam hätte sie nicht.“

Willy von Kerbrandt zuckte die Achseln. Ostpreußens schnellste Kletterin empfand keine Sympathie für einen Mann, der erst die Hilfe von so und so viel Frauenzimmern brauchte, anstatt in flottem Sturmangriff sein Glück zu wagen.

Jedoch, sie wollte den Enthusiasmus der anderen nicht stören, deshalb behielt sie ihre Meinung über Doktor Holmstedt für sich und ließ die andern sich ruhig weiter freuen.

Noch eine aber gab es im Hotel Pagano, welche Evelyns Verlobung nicht mit Jubel erfüllte. Es war Frau Konsul Berendt. Sie nahm die Werbung des jungen Millionärs sehr kühl auf, als er sie in seiner nonchalanten Art um die Hand ihrer Enkelin bat. Ihre großen, grauen Augen hefteten sich mit so durchdringendem Blick auf Gerts Züge, als wolle sie den Grund seiner Seele erforschen, und ihre Fragen nach seinen Familienverhältnissen waren so eingehend, daß ihm das Blut zornig in die Stirne schoß. Er sprang von dem Stuhle auf, auf dem er Frau Berendt gegenüber gesessen. Mit vor Aerger zitternder Hand zog er seinen Notizblock aus der Tasche und schrieb ein paar Namen auf eine leere Seite.

„Vielleicht ziehen gnädige Frau hier Erkundigungen über mich ein“, sagte er, während er das Blatt abtrennte, um es mit ironischer Verbeugung der Frau Konsul zu übergeben. Dann empfahl er sich ihr. Die Zigarre im Mund, die Hände in den Taschen seines weißen Flanellanzuges, schlenderte er wütend die Terrasse entlang. Er konnte es noch gar nicht fassen, daß seine Werbung eine derartige Ausnahme gefunden. Seiner Meinung nach war es die reine Gutmütigkeit von ihm, daß er wie ein biederer Pfahlbürger um die Kleine anhielt, weil er ihr in einer schwachen Stunde ein Küßchen geraubt. Wie eine Unverschämtheit empfand er es deshalb, daß sich Frau Berendt erlaubte, ihre eigenen, von den seinen so grundverschiedenen Ansichten über diesen Punkt zu haben.

Frau Berendt schrieb währenddessen mit zitternder Hand an die ihr von Gert gegebene Adresse. Die Antworten indessen, welche ihr auf ihre Briefe zungingen, boten auch nicht die geringste Handhabe um der Verlobung ihre Einwilligung zu versagen.

Holmstedts verstorbener Vater hatte sein Vermögen in Grundbesitz oder in den denkbar solidesten Werten angelegt. Als Offizier hatte Gert nicht flottes gelebt, wie es in den vornehmen Regimentern zum guten Ton gehörte. Der Unversitätsprofessor nannte ihn einen äußerst befähigten Kopf, der es überall zu etwas bringen würde, „wenn er nur wollte“ — und daß er es augenscheinlich „nicht wollte“, war schließlich auch verzeihlich bei einem jungen Manne mit einem Ein-

kommen von monatlich 5000 Mark. Nein, es klang alles so glänzend und schön, wie nur möglich.

Der Onkel Doktor, die Tante Pastor dabeim in Thüringen konnten sich denn auch gar nicht lassen vor Bonde, und ganz V. stand Kopf über das Glück, das „Sonnenscheinchen“ gemacht habe. Frau Berendt allein fragte sich immer wieder mit banger Sorge: „Ist es denn wirklich ein Glück?“ Ihr wäre der schlichteste Mann, der Evelyne das bescheldeste Los, aber einen warmen Schatz von treuer Liebe geboten, willkommen gewesen, wie dieser junge Millionär, dem das kalte Herz so herrlich aus den schönen Augen bligte. Sie hörte keine Herzensklänge aus jedem Wort, sie fühlte sie heraus aus der überlegen herablassenden Art, mit der er sich Evelyne bewundernde Liebe gefallen ließ. Es durchdröselte sie, wenn sie an den Tag dachte, an dem Evelyne aus ihrem seligen Traum erwachen, wo sie den Geliebten sehen würde, so wie er war, so selbstfüchtig, so abgestorben gegen jedes reine, edlere Gefühl, so gleichgültig gegen Gott und Welt. — Und er mußte ja doch einmal kommen, dieser Tag!

Evelyne konnte nicht immer das Kind bleiben, das sich die Welt mit Märchenfarben schmückte und in jeden anderen Menschen so viel von ihrer eigenen, warmempfindenden Seele hineinlegte, bis sie sich ein Ideal zusammengeträumt, das mit der Wirklichkeit nichts mehr gemein hatte.

Hotel Pagano war dafür desto zufriedener. Eine Verlobung zustande gebracht zu haben, ist immer etwas so Erfrischendes! Außerdem hatte der großmütige Bräutigam alle samt und sonders zur Einweihungsfest seiner Villa gebeten, welche er sich auf Evelyne's Wunsch auf der Insel bauen lassen wollte.

Einwillen wurde ein Verlobungsfest arrangiert. In der Nyctasgrotte sollte es stattfinden, in Kostümen aus der tibetischen Zeit. Der berühmte Capriker Maler Giuseppe hatte die Entwürfe dazu geliefert. Alle Damen schneiderten oder korrespondierten mit Maskenverleih - Instituten und Modisten. General Schack und Graf Reischach mußten alle Tage Verse machen, denn poetische Ansprachen an das Brautpaar sollten doch auch sein. Kurz, ein Leben herrschte in Paganos Hallen, wie in der Glanzperiode aus den Künstlertagen.

Man beachtete es bei dem Trubel kaum, wie wunderschön sich Capri mit den ersten Frühlingsblumen schmückte, wie die Granaten in den Tälern glühten, wie an den Mandelbäumen die zarten Blüten sich entwickelten.

Endlich war der festliche Tag gekommen. Holmstedt hatte seiner Braut eine Toilette aus Paris schicken lassen, die an Pracht und Kostbarkeit ihresgleichen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

S i n n s p r u c h.

Der Quell echter Reue sprudelt in heiligen Tiefsen, und nur in der einsamen Stille seines göttlichen Ursprungs waschen sich schuldige Hände und Seelen rein.

Druk und Verlag von Friedrich May, redigiert unter Verantwortlichkeit von Emil May in Dirschoweda.

In S
Ging
Hoch
Und i
Ich
Im
Dort
Wohl

Ich
Müßte
Da ob
Die fer
Sie all
Sie fü
Und n
Wird

Ich
Der Se
Daß M
Daß li
Doch f
In So
Da fal
Bib,

Roman
von
(Fortse

„En
neue W
Augen
Vor
die heut
gelehnt.
nach, e
gesehen,
lagen.
Gattin
Sie
sie besaß
mühtigkeit